

Nord und Süd

Deutsche Halbmonatschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertvierzigster Band
36. Jahrgang : 1912 : Januar—März

Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A. G.

Berlin * Breslau * Leipzig
Althowufer 5a. E. F. Steinacker.

Wien

Budapest

Rob. Mohr, Verlags-Kommiss.-Buchhandlung.

Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung.

Prof. Ign. Goldziher: Der marokkanische Großscherif und seine englische Gattin.

In keinem Gebiete des orthodoxen sunnitischen Islams (der schiitische fällt unter einen anderen Gesichtspunkt) ist neben dem strengen Bekenntnis zu der schroffsten Art des Monotheismus die Anthropolatrie in dem Maße zur Geltung gelangt wie in dem Teile der islamischen Welt, der wegen der politischen und kriegerischen Eingriffe, mit denen europäische Mächte seine Völkerstellung erschüttern, gegenwärtig unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen darf. Wir meinen das Gebiet des alten Libyen, Numidien und Mauretanien, den nordwestafrikanischen oder, wie ihn der alte terminus technicus bestimmt: den *m a g h r e b i n i s c h e n* Islam.

Der abgöttische Kultus lebender Menschen, eine auf hohe Stufen erhobene Steigerung der auch im übrigen Islam üppig blühenden Heiligenverehrung verleiht dem volkstümlichen Religionsleben in den Ländern zwischen den Gestaden des mittelländischen Meeres und der Sahara und tief in die Sahara hinein eine ganz individuelle Farbe, einen vom katholischen Islam sich abhebenden eigentümlichen Charakter, den verständige Beobachter der islamischen Verhältnisse seit Leo Africanus (diesem am Hof des Papstes Leo X. zum Christentum übergetretenen Muhammedaner des 15. Jahrhunderts) bis auf unsere Tage nicht übersehen haben. Die ethnographische Betrachtung der islamischen Gestaltungen hat diese Eigentümlichkeit des nordafrikanischen Islams aus den vorislamischen Antezedentien der dortigen indigenen Bevölkerung erklären können. Bereits Herodot, später die afrikanischen Kirchenväter haben uns von den göttlichen Ehren zu berichten, die von nordafrikanischen Völkern, den Ahnen der heutigen Berberstämme, ihren Häuptlingen erwiesen werden. Diese Anschauung von der göttlichen Würde der Könige hat auch die Grundlage der auf

karthagische und libysche Könige bezüglichen Anekdoten geliefert, die René Basset unter dem Titel „Die Vögel des Psaphon“ in der Revue des traditions populaires für 1893 (S. 305—307) gesammelt hat. Die Könige richten Vögel dazu ab, um in alle Welt ausfliegend zu rufen: Hanno, Psaphon, Psaphes seien Gott.

Diese Erhöhung hervorragender mächtiger Gestalten, wie sie die ins Altertum zurückreichende herrschende Tradition der nordafrikanischen Bevölkerung bildet, hat in verhältnismäßiger Umbildung auch das Islambekenntnis der späten Nachkommen nuanciert. Zunächst im Marabutenskultus (der maghrebiniſchen Form der allgemein islamischen Heiligenveneration), dann in der mit diesem eng zusammenhängenden, mit demselben oft völlig zusammenfließenden Verehrung der Schörfä (aus Schurafä, Singul. Scherif) d. h. der Abkömmlinge der heiligen Familie des Propheten in der Deszendenzlinie seines Veters und Schwiegersohns Ali. Die vermöge ihrer Seelenanlage und ihres zur Unabhängigkeit geneigten Volkscharacters der islamischen Religion und Herrschaft störrig widerstrebenden Berberenstämme werden für den Islam und die politische Oberhoheit seiner Vertreter erst dadurch völlig gewonnen, als — ob nun echte oder anmaßende — Zweige der alidischen Familie, zuerst die vom Propheten Enkel Hasan stammenden Idrisiden (791—926), und die ihren Stammbaum auf den anderen Enkel, Husein, zurückführenden Fatimiden (910) die Herrschaft des Islams zu vergegenwärtigen kamen. Sie brachten vermöge ihrer Abstammung den Anspruch auf höhere als gewöhnliche Menschenschätzung mit. Nach dem Verbrauch von vier eingeborenen Dynastien (vom 11. bis 16. Jahrhundert) haben in Marokko wieder nach einander zwei scherifische Familien sich die Herrschergewalt aneignen können: die der saadischen Scherife (1524—1668), seither die noch jetzt den marokkanischen Sultansthron einnehmende Linie der Filali-Scherife. Man kennt die ihnen in der diplomatischen Terminologie verliehene Titulatur: Scherifische Majestät.

Aber nicht der Herrscherfamilie gilt die religiöse Verehrung, mit der das maghrebiniſche Volk die Schurafä im Sinne des Menschenkultus erhöht. Dieser gilt vorwiegend den Abkömmlingen verschiedener Zweige der von Idris, dem Gründer der nach ihm benannten Dynastie, abstammenden Familie. Sie sind Erben des dieser heiligen Familie innewohnenden Charisma (Baraka). Ihr Ahn, Idris, (Mulai Dris) gilt als die erhabenste einheimische Heiligengestalt des maghrebiniſchen Islams; sein Grabesort in Fez als sein weisevollstes Heiligtum, das sichtbare

Zentrum der Verehrung, die den Nachkommen dieses heiligen Herrschers gewidmet wird. Es gibt im Marokkanischen keinen höheren Adel, aber auch kein reicheres Charisma, als wodurch die idrisidischen Scherife ausgezeichnet sind. Ihrem Kreise entstammten die anerkanntesten Heiligen und Wundertäter, um deren Andenken ein Kranz von hagiologischen Wunderlegenden gewunden ist, Bezeugungen der Baraka-Wirkungen, die sie — und dies ist wieder speziell maghrebinische Eigentümlichkeit — durch Jahrhunderte auf ihre direkten Deszendenten vererben. Die Baraka ist nicht individueller Vorzug, sondern überkommenes Erbgut.

Die Idris-Sippe lieferte im Verhältnis zu ihren zahlreichen Verzweigungen dem westlichen Islam eine stattliche Anzahl heiliger Gestalten und Wundermänner, um die sich schon bei Lebzeiten große Mengen von Adepten sammelten, deren Mittelpunkt die von ihrem Patron gegründete Sāwija (ungefähr „Zelle“, Ordensniederlassung) ist, an deren Spitze dann von Generation auf Generation der Nachkomme des Heiligen steht, auf den der Vorgänger die ihm innewohnende Barakafähigkeit vererbte. Neben den nahen und entfernten Familienmitgliedern umlagern verehrende Afoluthen, und auch vielfach müßiges Parasitenvolk diese Sāwijas, in deren Schatten für ein bequem auskömmliches Leben gesorgt ist. Mit der Zeit entstanden in Abhängigkeit von jener Stamm-Sāwija in verschiedenen oft sehr weit abliegenden Teilen des afrikanischen Gebietes Filial-Sāwijen, deren Regierung im Verhältnis zum Zentrum nach hierarchischen Ordnungen geregelt ist. Es sind nicht nur geistliche Fragen, um die es sich bei diesen Ordnungen handelt; auch große ökonomische Interessen sind mit diesen Heiligtümern verknüpft. Diese werden ja von großen Scharen frommer Pilger aufgesucht, die die Baraka der heiligen Umgebung in Anspruch nehmen. Sie kommen nicht mit leeren Händen; sie bringen reiche Geschenke in Barem und sonstigem beweglichen Gut (auch Schlachttiere) und vergelten im Übermaß die ihnen gewährte Gastfreundschaft und die Erwartung des heilsamen Erfolges ihrer frommen Fahrt. Ausgedehnter Landbesitz hängt mit den Stätten der Heiligkeit und Gottesweihung zusammen. Die Scherife oder ihre Sendlinge unternehmen auch oft selbst zur Spendung der Baraka Tournées unter ihren Getreuen und bringen unglaublich reichen Goldsegens in ihre Sāwijas heim. Es ist nicht eben ein Leben der Entfagung und Weltverneinung, das dieser geheiligte Charakter mit sich führt.

Unter allen Verzweigungen der idrisidischen Schörfa hat sich im Marokkanischen zu höchster Autorität eine Linie emporgeschwungen, die

als Führerin des über ganz Nordafrika und auch in anderen Islamländern verbreiteten Marabutenordens der *Tajjibijja* großen Einfluß auf die Bevölkerung gewonnen hat.

Die Anfänge dieser Bruderschaft schildert in sehr anschaulicher und zuverlässiger Weise der völkerkundige *Eugène Aubin* in seinem zuerst 1904, seitdem wiederholt neu erschienenem Werke über „das heutige Marokko“.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts erschien der ärmliche *Idrisidische* Scherif *Mulai Abdallah* in einem am Abhange des oliven- und eichenreichen Berges *Bu-Helal* gelegenen Flecken *Mitkal* mit der Absicht, dort seine eigene *Sāwija* zu gründen. Er konnte seine Weihe auf den hochberühmten maghrebinischen Heiligen *Abdessalam ibn Meschisch* zurückführen, dessen Tochter seine Ahnfrau war und dessen *Baraka* auf ihn vererbt war. Die Bewohner des Ortes behandelten ihn sehr unfreundlich gegen den frommen Wanderer, dessen Anwesenheit ihnen als nicht willkommen erschien. Mit einer Verwünschung der rohen Leute verläßt er ihre Wohnsitz nordwärts ziehend, bis er sich inmitten des Berberstammes der *Mašnuda* in einem unbedeutenden Orteschen nördlich von *Fez* auf dem halben Wege gegen *Tetuan* niederließ, wo er bei der Bevölkerung freundlichen Willkomm fand. Dort gründete er auch seine *Sāwija*, um die sich bald viel andächtiges und segensbedürftiges Volk sammelte. Während das ungastliche *Mitkal* unter dem Fluch des Heiligen bald vollends verfiel, erblühte die neue Ordensniederlassung bald zu dem regsamen Städtchen *Wessan*. Dessen *Sāwija* wurde fortschreitend zum Zentrum des religiösen und wirtschaftlichen Lebens einer sich immer erweiternden Umgebung und schwang sich immer mehr zu Ansehen und Einfluß auf die Bevölkerung weit und breit auf, die sich mit der Zeit auch im allmählichen Entstehen von weitreichenden Zweigniederlassungen bekundeten. Diese Blüte erstand bereits unter den beiden Enkeln des 1679 verstorbenen *Abdallah*, *Mulai al-Tajjib* und *al-Tuhami*. Während letzterer den Orden im Marokkanischen über die Sahara bis *Tuat* ausbreitete, erstreckte sich das Wirkungsgebiet des *Tajjib* nach Osten hin gen *Algerien* und *Tunesien*. Obwohl nun die Benennung als *Tuhami-Sāwijes* für die Gründungen des Scherifs dieses Namens alle Berechtigung hat, ist die gemeinsame Bezeichnung als *Tajjibijja*-Orden für die von *Wessan* ressortierenden Einrichtungen in überwiegender Anwendung geblieben.*)

*) *E. Aubin*, *Le Maroc d'aujourd'hui*. (5. Auflage. Paris — Colin 1910.)

Die muslimische Observanz verpflichtet den Klostermann nicht zu ehelosem Leben. Vielmehr geben uns die Nachrichten über den Familienstand der heiligen Scherife immerfort Kunde von der großen Zahl ihrer Nachkommenschaft. Luhami hinterließ 18 Söhne, Mulai Mi, der Enkel des Tadjib, deren 15 usw. Die Scherifenfamilie kann demnach ihre Vertreter in großer Zahl unter die Stämme Marokkos entsenden und bei dem Ansehen, das ihnen ihr heiliger Charakter sichert — sie sind ja alle Nachkommen des größten Landesheiligen Idris und haben Anteil an seiner Baraka — gewannen sie von ihren Sāwijas aus großen Einfluß auf die Stimmung der durch das vorherrschende Stämmewesen in sich zerklüfteten Untertanen des Sultans von Marokko. So war denn der Tadjibi-Orden bis in die jüngste Zeit ein Faktor, mit dem das weltliche Scherifat, dessen Träger der Sultan von Marokko ist, in hervorragendem Maße rechnen mußte. Der Großscherif von Wessan, die Spitze der über das ganze Reich verzweigten Organisation der Tadjibis, gilt der Bevölkerung als eine dem Sultan mindestens gleichwertige Macht. Seine Unterstützung in friedlichen und kriegerischen Angelegenheiten gibt der Sache des Sultans in den Augen des Volkes moralischen Wert. Der Sultan gilt erst dann als für die Regierungsmacht geweiht, wenn ihm der Wessansche Großscherif einmal die Steigbügel hält, äußerlich wohl ein Akt unterwürfiger Huldigung, im Wesen jedoch ein Zeugnis für die entscheidende Bedeutung, welche die Intervention des geistlichen Scherifs für die Anerkennung des Sultans besitzt. Seine mächtige Autorität wird in den Augen des Volkes nicht zum geringsten erhöht durch den immensen Reichtum des Hauses Wessan an beweglichen und unbeweglichen Gütern, von denen der Großscherif in großzügiger Freigebigkeit spendet, ein Vorzug, der neben seinem heiligen Charakter zur Festigung seiner populären Verherrlichung beiträgt.

Die Verehrung, die das Volk jenem Erben der idrissidischen Heiligkeit zuteil werden läßt, ist eine der markantesten Bekundungen der von uns an der Spitze dieser Zeilen erwähnten Anthropolatrie, als die ein traditionelles Erbteil dieses Gebietes der Islamwelt ist. „Man hat — so schildert Rohlfis — keine Idee davon, wie weit in Marokko der Menschenkultus getrieben wird. Sidi el-Haddsch Abd es-Salam (dies der Name des Großscherifs von Wessan) reist entweder zu Pferde oder in einer Tragbahre. . . . Es würde vergeblich sein, die Zahl der sich herandrängenden Leute schätzen zu wollen; das ganze Land scheint herbeizuströmen, aus weitester Ferne kommen ganze Stämme an den Weg, den der Großscherif durchzieht.

Man sucht ihn selbst zu berühren, oder die Tragbahre, das Pferd oder irgend einen anderen dem Großscherif gehörenden Gegenstand. Man glaubt aus einer solchen Berührung den göttlichen Segen ziehen zu können. Oft genügen die bewaffneten Diener nicht, mit der flachen Klinge den andringenden Haufen fern zu halten, und es müssen dann förmliche Angriffe gemacht werden, die Leute auseinander zu treiben.“*) G e r h a r d R o h l f s war der erste Europäer, der 1861, freilich in muslimischer Rolle, den Hofstaat in Wessan beobachten und mit einem Großscherif der mächtigen Tadjibi-Bruderschaft in nahe persönliche Beziehung treten konnte. Abdessalam, der fünfte in der Reihe der Nachfolger des Mulai Tadjib, konnte wegen seiner vollzogenen Mekkawallfahrt seinem hohen Titel noch den eines Haddsch vorsehen. Seitdem wurde der Großscherif von Europäern, auch ohne islamische Vermummung, wiederholt aufgesucht und interviewt. Nach Rohlfs ist es vornehmlich der Engländer R o b e r t S p e n c e W a t s o n (1879), dem wir eine eingehende Schilderung eines Besuches in Wessan, der heiligen Stadt Marokkos, verdanken.***) Freilich hatte sich dort seit dem Besuche Rohlfs' manches geändert. Schon Rohlfs, der den Scherif als jungen Mann von 31 Jahren kennen lernte, kennzeichnet ihn als einen den Einwirkungen europäischer, zunächst französischer Art in großem Maße geneigten Mann. Man sagt, daß er von seiner Mekkarreise, die ihn auf seiner Schiffahrt zum arabischen Hafen mit französischer Gesellschaft in enge Berührung setzte, nicht eben muslimische Stärkung heimgebracht haben soll. Seine Fremdtümelei schritt in wachsenden Verhältnissen fort. Zu Watsons Zeit hatte die Europaliebhaberei des Großscherifs die entscheidendste Befundung hervorgerufen. Am 17. Januar 1873***) schloß er nach vorheriger Lösung des Ehebündnisses mit seinen drei muslimischen Gattinnen vor Sir Drummond Hay, dem englischen Gesandten in Tanger, die gesekliche Ehe mit der als Erzieherin in Tanger lebenden Engländerin M i s s E m i l y K e e n e, Tochter des Gouverneurs der Strafanstalt der Surrey County. Zu jener Zeit scheint Abdessalam des Firtlefanzes seiner Heiligkeit bereits recht müde gewesen zu sein. Er überließ die hierarchische Betätigung an der Sāwija in Wessan seinem

*) Mein erster Aufenthalt in Marokko (Bremen 1873).

**) A Visit to Wazan, the Sacred City of Morocco (London, Macmillan, 1880).

***) Dies ist das Datum, das Madame de Wazan selbst angibt und demnach der Zeitangabe (17. März) bei Watson (S. 23.) vorzuziehen ist.

ältesten Sohn, der sollte die Baraka vergegenwärtigen; er selbst lebte in seinem Palast in der von zahlreichen Europäern bewohnten und besuchten Küstenstadt Tanger. Den Huldigungen des Volkes kann er auf seinen Reisen dennoch nicht entgehen, so wenig er auch von dem inneren Wahrheitsgehalt seiner angestammten Würde überzeugt ist. Der französische Publizist Gabriel Chormes charakterisiert in seiner Rechenschaft von einer Gesandtschaft nach Marokko, an der er 1886 teilnahm, diese Haltung des Großscherifs in den treffenden Sätzen: *c'est en son corps défendant et bien malgré lui qu'il est pontife. . . . il porte sa sainteté avec une désinvolture admirable**). Mit der Zeit läßt auch seine äußere Erscheinung nichts mehr von einem Nachkommen des Idris erkennen. Das Bildnis, das D s f a r L e n z in seinem Timbuktu-Werk (1879) von ihm mitteilt, noch mehr aber das dem bald zu erwähnenden Buche seiner englischen Gattin beigegebene Porträt des Scherifs zeigt völlig das eines französischen Militärs. Seinen Einfluß bewährte er noch am liebsten in politischer und diplomatischer Richtung, zu der die Verhandlungen mit der algierischen Regierung, sowie die niemals rastenden inneren Wirren der unbotmäßigen Untertanen des marokkanischen Reiches satzsam Gelegenheit boten. Jene werden wohl recht haben, die ihn der Konnivenz mit der französischen *pénétration pacifique* für fähig halten. Er zeigt so wenig Züge von marokkanischem Patriotismus; ist mit französischen Ordenszeichen und Bändern geschmückt und begibt sich auch noch, seiner Lage inmitten der heimatlichen regierenden Kreise immer weniger sicher, unter den Schutz der französischen Staatsvertretung. Seine Liebäugelei mit europäischem Wesen, nicht zum geringsten die europäische Gestaltung seines Familienlebens, seine nicht verheimlichten Sympathien für Frankreich, haben nicht verfehlt, ihm manche Gegnerschaft zuzuziehen und Intriguen zu entfesseln, die eine dauernde Verstimmung des Hofes, zuletzt auch völlige Entfremdung desselben hervorriefen. Es war das erste Beispiel für die Kaltstellung eines Großscherifs von Wessan durch die regierenden Kreise, was um so leichter war, als aus seinen eigenen Scherifenkreisen auf die als völlig unebenbürtig abgeschätzte englische Ehe nur grimmige Blicke fielen, wenn auch vom Gesichtspunkt des islamischen Gesetzes gegen die Ehe mit der Christin (Miß Emily ist auch als „Madame de Wazan“ ihrer angeborenen Konfession treu geblieben) ernstlich nichts einzuwenden war.

*) Une ambassade au Maroc in *Revue des deux mondes* vom 15. Juni 1886 p. 848.

Im Volke selbst konnten alle diese Bedenken dem Glauben an seine Barakakraft keinen Abbruch tun. Davon bieten uns die Schilderungen seiner englischen Lebensgefährtin manch lebensvolles Bild. Auf seinen Zügen durch die Stämmelager in der Wüste, sowie durch die Ortschaften Marokkos und Algeriens, wohin ihn Missionen führen, begegnet ihm überall frenetischer Enthusiasmus der Bevölkerung. Mit Gefährdung ihrer Knochen drängen sich die Leute in seine Nähe, um der Berührung seines Kleides oder auch nur der Hufspuren seines Reittieres teilhaftig zu werden. „Die Szenen, deren Zeuge ich war — schreibt seine Gattin —, waren von außergewöhnlicher Art. Stramme Männer, denen dabei Tränen über die Wangen rollten, kamen, sich um den Segen des Scherif zu bewerben. Etliche führten geheimnisvolle kleine Bündel mit sich... deren einige ein wenig Mehl, andere Weizenkörner enthielten. Dieser mochte ein Tuch, ein anderer ein Kleidungsstück haben. Und zu welchem Zweck? Nur damit diese Dinge vom Scherif berührt werden und dadurch die Segnung auf den Besitzer übertragen, der vielleicht verhindert war, persönlich zu erscheinen. Das Mehl sollte in die Suppe einer kranken Person gemengt, der Weizen den Saatkörnern beigegeben werden, um für die nächste Zeit gutes Gelingen der Saaten erwarten zu können... Wir wurden mit Geld und anderen Geschenken überschüttet, und es konnte nicht die Rede davon sein, dieselben abzulehnen oder zurückzugeben, wenn sie einmal in meinen Schoß geworfen waren.“

Die englische Gattin dieses Trägers einer in muslimischem Sinne so hochheiligen wunderübenden segenhaltigen Würde ist sicherlich eine Erscheinung, bei der die Betrachtung moderner Kulturentwicklung im islamischen Orient eine Weile anhalten soll. Neuere Marokkoreisende und Schriftsteller, die die Verhältnisse im scherifischen Staate zu beschreiben haben, sind an dieser seltsamen Erscheinung auch nicht achtlos vorbeigegangen. Nun schildert die merkwürdige Frau selbst in einem spannenden Memoirenbuch*) ihr Leben und Wirken als Gattin des Großscherifs Abdeffalam vom Tage ihrer Eheschließung (Januar 1873) bis zum Hingang ihres Gatten (28. September 1891), dessen Tod sie nicht abgeneigt ist der Wirkung eines schleichenden Pflanzengiftes (der in einigen Distrikten des Rifgebirges vorfindlichen Tartischah oder Wurka) zuzus-

*) My Life Story, by Emily, Shereefa of Wazan. Edited for Mme de Wazan by S. L. Bensusan . . . with a Preface by R. B. Cunningham Graham. — London (Edward Arnold) 1911.

schreiben, das ihm seine Gegner heimlich in seine Speise mengen ließen. Wir erhalten auf Grund unmittelbaren Erlebens reizvolle Bilder vom inneren Leben der marokkanischen Gesellschaft, ihrer Bräuche, Sitten und Lebensanschauungen, ihres Glaubens und Aberglaubens. Die Dame ist selbst nicht frei von abergläubischen Affekten. Ganz sonderbar mutet uns an zwei Stellen ihres Buches (S. 86 und 140) die gläubige Schilderung von Halluzinationserscheinungen an, in denen ihr in Begleitung hellen Lichtglanzes die Gestalt des verstorbenen Großscherifs, des Vaters ihres Gatten, leibhaft vor Augen trat. Sie begleitet bis in die letzten Zeiten ihrer Ehe, als eine Erkaltung ihres gegenseitigen Vertrauens eintrat, ihren Gatten auf allen seinen Zügen im Marokkanischen, auch hinüber nach Algerien, dann auch nach Europa, wohin es den afrikamüden Aufklärer wiederholt hinzog. Sie kann uns den Verkehr des Großscherifs (1877) in den vornehmsten politischen Zirkeln von London, Paris und Madrid schildern, wo sich auch das Volk herandrängte, um „el Santo del Moro“ zu begaffen. Die englische Scherifa erwähnt mit Genugtuung des Einflusses, den sie auf das innere Leben der eingeborenen marokkanischen Gesellschaft geübt zu haben glaubt; besonders auf die sanitären Verhältnisse und hier zumeist auf die Gesundheitspflege der Kinder hat sie nicht ohne Erfolg ihr Augenmerk gerichtet. Sie führt in weiten Kreisen die Pockenimpfung ein und hat die Impfoperation an mehreren tausend Kindern mit eigener Hand vollzogen. Im Sinne ihres Gatten bot ihr die Erziehung ihrer eigenen Kinder (zwei Söhne, Ali und Ahmed) kein schwieriges Problem. Sie werden nach Algerien in französischen Lycées untergebracht, und die jungen Scherifen wurden hier dazu erzogen, was ja auch ihr Vater so gern an sich selbst darstellte, zu Franzosen. Das scherifische Tun und Treiben wurde völlig den Kindern aus den früheren Ehen überlassen. Die Kinder der Engländerin wurden in französische schmutzige Uniformen gesteckt, in denen wir die jungen Leute auf den dem Buche der Mutter beigegebenen Photographien erblicken. In den Augen des muslimischen Volkes kann selbst diese Metamorphose an der Schätzung ihres ererbten heiligen Charakters nichts ändern. Das Blut des heiligen Idris strömt ja in ihren Adern. Man kann — so berichtet Gabriel Charmes im Jahre 1886 — in den Straßen von Tanger stramme Reiter und mutige Krieger sehen, wie sie sich auf die Knie werfen vor diesen Sprößlingen der Kreuzung des aller reinsten muslimischen Blutes mit dem des allergewöhnlichsten Christentums; wie sie mit Andacht ihre Babuschen umfassen, um ihre Segnung durch Handauflegung zu erbitten. Die beiden Jünglinge wurden nach dem

Tode des Vaters durch die Fürsorge der Mutter, die sich mit großem Pflichteifer ihrer Erziehung gewidmet hatte, mit ebenbürtigen Mädchen aus dem scherifischen Geschlecht verheiratet. Die Scherifa hat die Freude, am Schlusse ihres Buches auch noch von ihren Enkelkindern erzählen zu können.

Die Europäersucht ihres Gatten hat den ererbten politischen Nimbus der Wessanschen Großscherifenwürde seines Glanzes in vielem beeinträchtigt, freilich nicht so völlig heruntergebracht, wie dies der alles Einheimische gern schwärzende August Mouléras in seinem Buche „Le Maroc inconnu“ (2 Bände Paris 1895—99) darstellt. Nach dem Gatten der Engländerin folgte als Großscherif sein Sohn Mulai al-Arbi, und dessen Nachfolger, der jetzige Träger der Würde Mulai al-Tajjib ist der Namenserbe des Scherifs, nach dem die von Wessan ausgehende Institution benannt ist.